

Monatsblätter

der

Gesellschaft für pommerische Geschichte und Altertumskunde

51. Jahrgang

Nr. 5

Mai 1937

Inhalt: Wehrmann: Paul von Nießen. — Rothe: Hans Lutsch, eine Würdigung seines Lebenswerkes. — Kunkel: Der „steinzeitliche“ Kupferfund von Mühlenbeck Kr. Greifenhagen. — Mitteilungen.

Paul von Nießen.

Am 28. Februar 1937 ist zu Stettin der Professor Dr. Paul von Nießen gestorben, Ehrenmitglied unserer Gesellschaft. Mit ihm ist ein Mann aus dem Leben geschieden, dessen wissenschaftliche Tätigkeit besonders auf dem Gebiete der märkischen und pommerischen Geschichte von großer Bedeutung ist, ein Mann von geradezu bewundernswertem Fleiße und echtem Forschergeiste. Auch als Lehrer an höheren Schulen Stettins hat er jahrelang auf viele Generationen von Schülern in hohem Grade anregend und belehrend gewirkt.

Er wurde am 11. September 1857 in Stettin geboren. Einer alten Danziger Kaufmannsfamilie, die der Mennonitengemeinde angehörte, entsprossen, führte er in jüngeren Jahren den Namen „van Nießen“, der 1904 auf seinen Antrag in „von Nießen“, wie er durch Urkunden belegt war, ungeändert wurde. Sein Vater war Kaufmann und als solcher Mitglied der Korporation der Kaufmannschaft in Stettin. Seine Mutter Laura Müller war eine Tochter des Organisten an der Nikolai-Johanniskirche, eines Berufsgenossen Karl Loewes, mit dem er sich um das Musikleben Stettins verdient gemacht hat. Von ihr hat Paul seine musikalische Begabung geerbt, die ihn befähigte, bei vielen Oratorienaufführungen des ihm befreundeten Professors Lorenz mitzuwirken. Seinen Vater verlor er bereits im Jahre 1859. Die Mutter verzog nach Dramburg, wo sie als Musiklehrerin tätig war, dann aber sich mit dem Kreisparasskassenrendanten und Ratsherrn Hopp verheiratete. In einem großen Familienkreise ist er in Dramburg aufgewachsen, das seine zweite Vaterstadt wurde. Das dortige Gymnasium besuchte er von 1867 bis zur Reifeprüfung am 2. August 1875. Darauf ging er auf die Universität Berlin, um Geschichte und Geographie zu studieren. Dort hat er seine ganze Studienzeit zugebracht und sich als Mitglied der Burschenschaft Arminia gern am studentischen Leben beteiligt. Daß er aber eifrig seinen Studien obgelegen hat, beweist der Erfolg der Prüfungen für das höhere Lehramt, die er 1882 ablegte. Später hat ihn sein Interesse für die Religionswissenschaft getrieben, in Greifswald sich zu seiner Lehrbefähigung in Geschichte, Geographie und Latein auch eine solche in Religion zu erwerben. Leider sind wir

nicht in der Lage, anzugeben, welche akademischen Lehrer auf ihn besonders eingewirkt haben, aber er hat später oft von der Anregung gesprochen, die er durch Leopold von Ranke für seine geschichtlichen Forschungen gewonnen hat. Nachdem er sein Probejahr am Gymnasium zu Neustettin abgelegt hatte, war er kurze Zeit an einer Privatschule zu Breklum bei Husum und dann am Gymnasium zu Greifenberg i. Pom. tätig. Von dem Jahre, das er dort zubrachte, und von seinem Direktor Hermann Riemann, dem Verfasser der Stadtgeschichten von Greifenberg und Kolberg, sprach er gerne. Damals vermählte er sich mit Pauline Völz, Tochter eines Gerbereibesizers in Dramburg. Sein Militärjahr hatte er während seiner Studienzeit beim 2. Grenadierregiment in Stettin abgeleistet und wurde nach den üblichen Übungen zum Leutnant der Reserve im Kolbergischen Grenadierregiment Nr. 9 in Stargard befördert. Er war ein tüchtiger und begeisterter Soldat, wie er noch im höheren Alter durch Dienste im Weltkriege bewiesen hat.

Zu Ostern 1885 kam er nach Stettin zunächst als Hilfslehrer, bald als Oberlehrer am Schiller-Realgymnasium. Hier hat er lange Jahre mit reichem Erfolge gewirkt. Es mag genügen hervorzuheben, wie einer seiner tüchtigsten Schüler, der im Kriege gefallene Friedrich Salis, der vortreffliche Arbeiten zur pommerischen Geschichte geliefert hat, wiederholt betont, was er dem Unterrichte von Niefens verdankt. Auch an der Gesenius'schen Töchterschule unterrichtete er mit Erfolg. Im Jahre 1914 trat er, nachdem er schon 1905 zum Professor ernannt worden war, an die Bismarck-Oberrealschule über. Doch war er während des größten Teils des Krieges im Militärdienst tätig, zunächst beim Generalkommando des zweiten Armeekorps, dann aber auch als ausbildender Offizier und Führer einer Ersatzkompanie. Als Hauptmann der Landwehr brachte er Ersatz an die Front. Ganz besonders betätigte er sich im vaterländischen Dienste durch das Halten von Vorträgen in Stettin, um die Bevölkerung zum Ausharren in der schweren Zeit zu mahnen, und er hat gewiß in nicht geringem Maße dazu verholfen. Im März 1917 schied er aus dem Militärdienste aus, da seine Gesundheit ihm solchen nicht mehr gestattete. Tief getroffen wurde er durch den Tod seines jüngsten Sohnes, der schon 1914 bei Lodz für das Vaterland fiel. Auch als sein zweiter Sohn in Gefangenschaft geriet, in der er vier Jahre verbleiben mußte, war er tief erschüttert, und diese Schläge schwächten schon damals seine freudige Schaffenskraft. Zum Herbst 1920 schied er aus seinem Schuldienste, aber in dem Ruhestande fand er neue Kraft zu unermüdlicher Arbeit, bis dann nach 1930 sein Gesundheitszustand sich verschlimmerte und er nur unter äußerster Anspannung seine geliebten Studien treiben konnte. Er zog sich immer mehr vom Verkehr mit Freunden und Arbeitsgenossen zurück und lebte still und weiter forschend in seiner Studierstube. Nur selten kam er noch in das Staatsarchiv, wo er so viel gearbeitet hatte, überraschte dann aber bisweilen jeden, der ihn sprach, durch Mitteilung von neuen Ergebnissen seiner Forschungen, die er zum Teil in sehr gründlichen schriftlichen Ausführungen niederlegte. Auch

brieflich teilte er wohl gelegentlich solche mit. So hat er im stillen geforscht und gestrebt, bis ein Schlaganfall am 28. Februar 1937 ihm die Feder aus der Hand nahm.

Paul von Nützen war von tiefem Heimatsgefühl erfüllt, das ihn dazu trieb, sich in die Vergangenheit der Stätten und Landschaften zu versenken, die ihm ans Herz gewachsen waren. Es können hier nicht alle seine Arbeiten aufgezählt werden. Ein möglichst vollständiges Verzeichnis seiner Veröffentlichungen wird im nächsten Heft der Monatsblätter erscheinen. Daß sie sich alle durch scharfe Kritik, eine tief eindringende Untersuchung und wahrhaft wissenschaftliche Methode auszeichnen, ist oft anerkannt worden. Seine besondere Liebe wandte sich der Erforschung städtischer Verhältnisse im Mittelalter zu. Es ist bezeichnend, daß seine erste größere Arbeit die Geschichte der kleinen neumärkischen Stadt Woldenberg (1893) war. Veranlaßt war diese Arbeit durch eine testamentarische Bestimmung des Stargarder Gymnasialdirektors G. S. Falbe († 1849). Dieser setzte eine Summe Geldes aus für die Abfassung einer Geschichte seiner Vaterstadt Woldenberg. Lange Jahre fand sich niemand zu einer solchen Arbeit bereit. Endlich machte sich von Nützen daran und bewies, daß auch die Geschichte einer unbedeutenden Stadt, wenn sie richtig angepackt wird, ein nicht unwichtiger Beitrag zur heimatlichen Geschichte sein kann. Er begnügte sich durchaus nicht damit, die kümmerlichen Nachrichten über mehr zufällig mit dem Orte zusammenhängende Ereignisse zu verwerten, sondern bemühte sich mit Erfolg, die Entwicklung der inneren Verhältnisse im Rahmen der allgemeinen Ereignisse und Zustände darzustellen. Schon vorher hatte von Nützen angefangen, sich mit der Geschichte der Neumark, zu der ja auch seine zweite Vaterstadt Dramburg einst gehörte, zu beschäftigen und 1890 die Anregung zur Gründung eines neumärkischen Geschichtsvereins gegeben. Durch Vorträge, Aufsätze in Zeitungen und größere Veröffentlichungen bestimmte er jahrelang die wissenschaftliche Tätigkeit des geschaffenen Vereins, und man kann in den Arbeiten, die im Druck erschienen, deutlich erkennen, wie er immer tiefer in die Probleme, die er sich selbst stellte, eindrang und sie mit strenger Wissenschaftlichkeit angriff. Seine beiden Werke, die Geschichte der Stadt Dramburg (1897) und Geschichte der Neumark im Zeitalter ihrer Entstehung und Besiedlung (1905), sind noch heute von Bedeutung über die landschaftliche Forschung hinaus. Besonders Interesse wandte er der Kolonisierung des deutschen Ostens zu und förderte ihre Erforschung nicht unbedeutend auch durch Aufstellung allgemeiner Gesichtspunkte, die heute noch Beachtung verdienen.

Von der Neumark wandte er sich natürlich bald Pommern zu und bewies auch hier wieder seine Neigung zur Stadt-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte. Für die Erforschung von Stettins ältester Entwicklung hat er neue Wege gewiesen, der Frage der Herkunft seiner ältesten Ansiedler und der Zahl seiner Bevölkerung widmete er sehr mühe- und entsagungsvolle Studien. Ohne in ein nicht beabsichtigtes Aufzählen der zahlreichen gedruckten oder handschriftlich hinterlassenen Arbeiten zu verfallen, sei nur hervorgehoben, daß sie alle überreich an

tiefen Gedanken und trefflichen Anregungen sind, sowie von einer gründlichen und weitumfassenden Kenntnis zeugen. Daß sie auch hin und wieder auf Widerspruch gestoßen sind und bismeilien einen solchen geradezu herausfordern, ist bei der Eigenart der Darstellung erklärlich, zeugt aber von der Bedeutung des von v. Nießen Vorgebragenen. Er hatte zumal in früherer Zeit eine große Neigung, Urkunden für unecht oder verfälscht zu erklären, und ging darin wohl oft zu weit. Deshalb hat man ihn von mancher Seite angegriffen, ebenso daß er mitunter sich über anscheinend kleinere Fragen fast souverän hinwegsetzte. Auch die Eigenart seiner Interpretationsweise ist auffallend, aber er war sich dieser, wie es scheint, bewußt, wenn er z. B. hervorhebt, daß man bei einer Arbeit, „die musivisch aus kleinsten Steinchen hergestellt werden muß, Schritt für Schritt Gefahr läuft, Wahngebilde für Wirklichkeit zu nehmen“. Wahngebilde hat Paul von Nießen nie geschaffen, sondern ist sich immer der Verantwortung des Geschichtschreibers bewußt geblieben. Obwohl er eine entschieden kritische Natur war, hatte er doch Freude an der Natur, wie seine vielen Reisen in die Alpen und über die Grenzen Deutschlands hinaus beweisen. Es fehlte ihm auch durchaus nicht an Phantasie und nicht geringer dichterischer Begabung. Das hat er gezeigt durch mancherlei Gedichte und Festspiele, wie er z. B. Schauspiele „Das Land am Meere wird deutsch“ oder „Otto von Bamberg“ verfaßte. Als Erfolg seiner Lebensarbeit ist indessen zu bezeichnen, daß er durch fast unermessliche Kleinarbeit uns der Wirklichkeit und Wahrheit in sehr vielen und wichtigen Fragen nahe gebracht hat. Daß unsere Gesellschaft durch ihn in ihren Aufgaben ungemein gefördert worden ist, sei dem fleißigen Mitarbeiter unvergessen!

In seinem langen Leben hat wohl Paul von Nießen, den viele recht schwere Schicksalsschläge, Tod mehrerer Kinder, Krankheit der Gattin u. a. m., trafen, die größte Befriedigung in seiner Arbeit gefunden. Er war ein Stimmungsmensch, konnte mit den Fröhlichen in geselliger Vereinigung sehr froh, fast ausgelassen sein. Dann aber zeigte er wieder gelegentlich tiefe Verstimmung, als sei er nicht mit sich selbst zufrieden. Man wandte wohl auf ihn das Goethesche Wort an: „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt!“ Schwere Leiden quälten ihn in den letzten Jahren, und er klagte oft, daß er nichts mehr leisten könne. Das kommt mitunter auch in seinen Veröffentlichungen zum Ausdruck. Es schmerzte ihn offenbar, daß er manche angefangene Arbeiten, von denen seine hinterlassenen Sammlungen und Manuskripte Zeugnis ablegen, nicht mehr abschließen oder zum Druck bringen konnte.

Sein einziger hinterbliebener Sohn, dem die Notizen über das Leben Pauls von Nießen zu verdanken sind, schreibt von seinem Vater, daß „hier ein unendlich leidvolles, täglich an den Klippen des Lebens sich wund reibendes, ewig um Gott und Mensch ringendes Leben endlich den Frieden fand, den er seit langem ersehnte“. Dem Gelehrten, mit dem mich lange Jahre des Forschens und Arbeitens verbanden, ein Abschiedswort zu widmen, war mir ein Bedürfnis.

Martin Wehrmann.

Hans Lutsch, eine Würdigung seines Lebenswerkes.

Von Julius Rohde, Charlottenburg.

Die Fürsorge der Kunstdenkmäler, ihre Erforschung und ihre Pflege, zu Beginn des 19. Jahrhunderts erwacht, war bald zu einer bedeutsamen Bewegung ausgewachsen, welche in sichere Bahnen zu leiten, nach anfänglichen vergeblichen Versuchen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gelang. Unter den Männern, welche damals den Dienst an dieser Bewegung zur Aufgabe ihres Lebens machten, war einer der tatkräftigsten Hans Lutsch. Er gehörte zu denen, welche der Sache der Denkmäler noch prüfend und kämpfend den Weg bereiteten; an der Bestandaufnahme der Denkmäler hat er hervorragenden Anteil genommen, an der Pflege derselben in weitestem Maße mitgewirkt. Sein reiches Lebenswerk verdient dargestellt und gewürdigt zu werden, und nachdem mehr als ein Jahrzehnt seit seinem Tode vergangen, ist ein sachliches Urteil über seine Bestrebungen und Leistungen auszusprechen¹.

Hans Lutsch wurde geboren am 13. Februar 1854 in Naugard als Sohn eines Pfarrers². Nach dem Besuche des Gymnasiums in Stargard und der Bauakademie in Berlin, wo die baugeschichtlichen Vorträge Friedrich Adlers großen Einfluß auf ihn übten, bestand er im Frühjahr 1880 die Prüfung als Regierungs-Bauführer und erlangte danach seine werktätige Ausbildung in seiner Heimat auf dem Staatlichen Hochbauamt in Kammin unter Baurat Steinbrück³. Er war hier beschäftigt bei den Vorarbeiten zur Wiederherstellung des Kreuzganges des Kamminer Domes, welche Steinbrück im folgenden Jahre selbst ausführte, während Lutsch den Bau der Kirche in Ganserin nach gegebenem Entwürfe übernahm. Er wurde zu Beginn des Jahres 1881 Mitglied der Gesellschaft für pommerische Geschichte in Stettin und noch in demselben Jahre des Architekten-Vereins in Berlin. Die Beschäftigung mit dem Kamminer Dome wurde sehr bald für ihn von besonderer Bedeutung; er wurde dadurch seinem späteren Arbeitsgebiete, der Erforschung und Fürsorge der Baudenkmäler, zugeführt.

Um die überkommenen Denkmäler zu erhalten und zu pflegen, war es notwendig, ihren Bestand kennen zu lernen. Architekt Wilhelm Loß in Kassel verfaßte aus eigenem Antriebe eine Zusammenstellung der deutschen Kunstdenkmäler des Mittelalters, welche eine sehr tüchtige Leistung, in den Jahren 1862—63 in zwei Bänden erschien. Loß wurde vom Preussischen Unterrichtsministerium beauf-

¹ Einen kurzen Nachruf zu seinem Gedächtnis gab sein Amtsnachfolger *Hieck* in der Denkmalspflege Berlin 1922 S. 47.

² Julius Lutsch, als Sohn eines Tuchfabrikanten in Gollnow am 22. September 1822 geboren, wurde Pfarrer an der Strafanstalt in Naugard 1853 und übernahm 1857 das Pfarramt in Dölitz, wo er am 8. Juni 1881 starb.

³ August Steinbrück, geboren am 28. April 1839 in Greifenberg i. Pom., verwaltete das Bauamt Kammin von 1877 bis 1893, trat eines Augenleidens wegen in den Ruhestand und starb in Kammin am 21. April 1899.

trägt, die Bestandaufnahme in der Provinz Hessen-Nassau zu fertigen; der Bezirk Kassel erschien 1870, der Bezirk Wiesbaden 1880. Im Jahre 1875 wurden die Preussischen Provinzialverbände errichtet und ihrem Aufgabekreise die Fürsorge der Kunstdenkmäler zugewiesen. Man entschloß sich damals auch in Pommern, eine Bestandaufnahme fertigen zu lassen; Träger des Unternehmens wurde die Gesellschaft für Pommersche Geschichte unter dem Voritze des Gymnasialdirektors Hugo Lemcke in Stettin. Um den Stoff zu sammeln, sandte sie 1877 Fragebögen an die Pfarreien. Die Arbeiten wurden im Stralsunder Bezirk durch v. Haselberg, Stadtbaumeister von Stralsund, begonnen. Während die Darstellungen der Provinz Hessen-Nassau ohne Abbildungen erschienen waren, gab v. Haselberg von den wichtigsten Bauwerken Grundrisse in sehr kleinem Maßstabe, um die Beschreibungen verständlich zu machen; seine Arbeit erschien in fünf Heften in den Jahren 1881 bis 1902. Als nächste Aufgabe galt es, den Regierungsbezirk Stettin in Angriff zu nehmen; die Bearbeitung wurde dem damals in Kammin ansässigen Hans Lutsch übertragen. Kuglers Pommersche Kunstgeschichte, 1840 als Schrift der Gesellschaft veröffentlicht, hatte einen festen Grund zur Kenntnis der pommerschen Kunstdenkmäler gelegt; 1853 unter den Kleinen Schriften Kuglers neu gedruckt, hatte sie auch Abbildungen erhalten, architektonische Einzelheiten nach Zeichnungen des Verfassers. Grund- und Aufrisse der Bauwerke fehlen jedoch. Lutsch bemühte sich, geometrische Aufnahmen der wichtigsten mittelalterlichen Baudenkmäler zu fertigen; sein Vorbild war Adlers Werk der Backstein-Bauwerke der Mark Brandenburg, dessen breite Anlage für ihn freilich unerreichbar war. Bezug nehmend auf Adlers Werk hatte Bergau in der 1885 ausgegebenen Bestandaufnahme der Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg auf Abbildungen der mittelalterlichen Bauwerke nahezu verzichten können. Ähnlich dachte Lutsch bei der Bearbeitung des Stettiner Bezirks zu verfahren. Er begann mit einer Aufnahme des Kamminer Domes, glaubte damals sich auf sehr bescheidene Anforderungen beschränken zu müssen, so daß die Darstellung dieses Baudenkmal, des bedeutendsten des Gebietes, heute nicht mehr genügt, und ging danach zu den wichtigsten kirchlichen und weltlichen Bauwerken des Bezirks über, die Darstellung verbessernd, wie Kolbak, Stettin, Stargard, Greifenberg.

Im Frühjahr 1884 bestand Lutsch die Prüfung als Regierungsbaumeister. Im Sommer desselben Jahres übernahm er im Auftrage des Ministeriums und des Provinzialverbandes von Schlesien und der Oberlausitz die Ausarbeitung eines Verzeichnisses der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien und siedelte nach Breslau über; er erhielt damit auf längere Zeit ein fest besoldetes Amt, wie es ihm in Pommern nicht geboten werden konnte. Die pommerschen Handschriften und Zeichnungen brachte er in Breslau zum Abschluß, veröffentlichte seine Studien in der Zeitschrift für Bauwesen in den Jahren 1883 bis 1890 und faßte sie zu einem stattlichen Sonderdrucke zusammen, Mittelalterliche Backsteinbauten Mittelpommerns von der Peene bis zur Rega. Noch hoffte er, neben dem schlesischen

Aufträge die Bearbeitung des Stettiner Bezirks weiterführen zu können; bald aber mußte er diese Absicht aufgeben. Unterdessen hatte der Regierungs- und Baurat Ludwig Böttger in Berlin den Regierungsbezirk Köslin übernommen, den er aber nur zu einem Teile bearbeitete; er starb 1894. Da entschloß sich Hugo Lemcke, der damals zum Provinzialkonservator für Pommern bestellt wurde, die Bestandaufnahme der Kunstdenkmäler der Provinz selbst zu übernehmen. Er begann mit dem am meisten nach Westen vorgeschobenen Kreise des Regierungsbezirks Stettin, dem Kreise Demmin, den er 1898 im Druck herausgab; ostwärts fortschreitend, veröffentlichte er bis 1914 vom Stettiner Bezirk zwölf Hefte, dazu eines vom Kösliner Bezirk, ohne damit beide Bezirke zu vollenden. Lemcke benutzte die handschriftlichen Darstellungen, welche Lutsch namentlich von den wichtigeren Bauwerken, wie den beiden Pfarrkirchen von Anklam und der Klosterkirche in Kolbäck, verfaßt hatte; sein Verdienst ist, daß er, nachdem Lutsch nur einige der ländlichen Bauwerke besucht hatte, die Arbeit auf den gesamten Bestand ausdehnte; er hat der Benutzung der Vorarbeiten von Lutsch in den Einleitungen der einzelnen Hefte dankend gedacht. Lutsch wurde in Würdigung seiner Verdienste 1896 zum Ehrenmitgliede der Gesellschaft für pommersche Geschichte ernannt. Als Lemcke 1919 den Kreis Kammin, mit welchem Lutsch sich eingehend beschäftigt hatte, zum Druck geben wollte, gedachte er das Heft mit einer Widmung an Lutsch zu versehen; doch kam er infolge seines hohen Alters nicht mehr zur Veröffentlichung dieses Kreises.

Für die Bestandaufnahme von Schlesien war das Inventar von Hessen-Nassau als Muster vorgeschrieben worden, daher das kleine Buchformat, der Verzicht auf Abbildungen. Lutsch bearbeitete zunächst die Stadt Breslau, danach die drei Regierungsbezirke Breslau, Liegnitz, Oppeln; die vier Bände des eigentlichen Verzeichnisses erschienen in den Jahren 1886 bis 1894. Eine umfangreiche Arbeit war damit getan, der Denkmalbestand einer der größten und am dichtesten bevölkerten Provinzen des Preussischen Staates war bearbeitet worden. Schlesien hatte ein Verzeichnis seiner Denkmäler erhalten, das als nahezu vollständig gelten konnte; damit war ein Stand der Arbeiten erreicht, wie ihn damals nur wenige Provinzen und Staaten aufweisen konnten und noch heute aufweisen können. Daß einige Versehen unterlaufen sind, daß die zuerst bearbeitete Stadt Breslau in zu engem Rahmen gefaßt ist, daß die Werke des in Schlesien so reichen Barocks nicht gebührend berücksichtigt sind, konnte den Erfolg wenig beeinträchtigen. Lutsch selbst empfand, daß seine Arbeit nicht mehr zeitgemäß war; inzwischen waren alle anderen Provinzen vermöge der verbilligten Wiedergabeverfahren mit Abbildungen ausgestattet worden. Es gelang ihm, vom Ministerium, vom Provinzialverbande und Schlesienschen Museum die Mittel zu einer Erweiterung des Unternehmens zu erhalten; erst 1903, als Lutsch schon Breslau verlassen hatte, kam dieses zum Abschluß. In einem fünften Bande gab er sehr ausführliche Sachregister, durch welche der Inhalt des Verzeichnisses erschlossen wird. Es folgten die

Karten der drei Regierungsbezirke 1:500000, in denen durch far-
bige Unterstreichung der Ortsnamen die kunstgeschichtliche Entwick-
lung des Landes angegeben ist⁴. Eine besondere und sehr gelungene
Tat war das Bilderwerk Schlesischer Kunstdenkmäler, bestehend aus
vier Foliobänden, einem Bande Text, in welchem Lutsch die Denk-
mäler in geschichtlicher Folge behandelt, und drei Bänden Abbil-
dungen, vortrefflichen Lichtbildern und Zeichnungen; Lutsch selbst
hat davon zwar nur wenig gezeichnet, aber es gelang ihm, tüch-
tige Mitarbeiter heranzuziehen und zu leiten. Daß es für den Be-
nutzer umständlich ist, das nach Verwaltungsbezirken angelegte Ver-
zeichnis und das der geschichtlichen Entwicklung folgende Bilder-
werk miteinander zu vergleichen, ist eine Unbequemlichkeit, welche
in der Entstehung des Werkes ihre Ursache hat und ertragen werden
muß. In nahezu zwei Jahrzehnten hatte die Ausdauer von Lutsch
eine Leistung vollbracht, welche die größte Bewunderung verdient.

Zur Erforschung gesellte sich die Überwachung und Pflege der
Denkmäler; 1891 wurde Lutsch zum Provinzialkonservator für
Schlesien bestellt, als erster Provinzialkonservator im Preussischen
Staate. Seine Sachkenntnis und sein Eifer befähigten ihn in reichem
Maße für dieses Amt; über seine Geschäfte der Erhaltung und Wie-
derherstellung der Denkmäler hat er fortlaufende Berichte erstattet,
welche von seinen beiden Nachfolgern fortgesetzt wurden. Selbst hat
Lutsch keine Wiederherstellungen geleitet; er beschränkte sich auf die
Mitwirkung als Berater; besonderen nahen Anteil hat er an der
Wiederherstellung der St. Barbara-Kirche in Breslau genommen.

Neben den großen Werken verfaßte Lutsch einige kleinere schrift-
stellerische Arbeiten, von denen die auf seinen Fahrten durch Pom-
mern und Schlesien gesammelten, mit Skizzen ausgestatteten Bei-
träge zur Kenntnis volkstümlicher Bauweise besonders genannt sein
mögen. Im Frühjahr 1892 besuchte er Ober- und Mittelitalien, wo
er gern den Außerungen eines gesunden Handwerks, wie den Bauten
aus gebranntem Ton in der oberitalienischen Ebene und den Eisen-
arbeiten in Toskana, nachging. Als der Verband der Architekten-
und Ingenieur-Vereine die Herausgabe eines Werkes über das
deutsche Bauernhaus sich zur Aufgabe setzte, gehörte Lutsch zu denen,
welche die Anlage des Werkes feststellten, und bearbeitete an die-
sem die Abschnitte Schlesien, Thüringen und Hessen; seine zeichne-
rischen Aufnahmen ließ er von anderer Hand auftragen. Vollendet
wurde das Werk nach mehr als zehnjähriger Arbeit. Wegen seiner
vielfachen Verdienste um Schlesien ernannte die Gesellschaft für
Schlesische Geschichte, welcher Lutsch sich 1884 angeschlossen hatte, ihn
1914 zum Ehrenmitgliede. Dieselbe Auszeichnung gewährte die
Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz ihm 1904.
In den Zeitschriften der Gesellschaften für Pommern, Schlesien und

⁴ Nach Vereinbarung mit Lutsch ist die vom Verfasser dieser Mitteilung
1898 herausgegebene Karte der Kunstdenkmäler der Provinz Posen gefertigt.
Lutsch wünschte eine solche Karte auch als Abschluß der Bestandaufnahme der
Provinz Pommern.



Paul von Nießen. 1857—1937.

Aufnahme 1934 von Dr. Friedrich Schilling, Kiel, Schloß und Karlstraße 101.



Hans Lutsch. 1854 – 1922.

Gezeichnet und gestochen: Hans Meyer, Berlin 1912.

die Oberlausitz sich mit Sonderstudien zu betätigen, hat Lutsch mit Absicht vermieden.

Das Amt des Staatskonservators hatte Ferdinand v. Quast, der 1843 von Friedrich Wilhelm IV. berufen worden war, selbst künstlerisch und wissenschaftlich tätig, zu hohem Ansehen gebracht; er verwaltete es bis zu seinem Tode 1877, ohne daß ihm ein Hilfsarbeiter gewährt wurde. Reinhold Persius, der 1886 berufen wurde, hat das Verdienst der Einführung der provinzialen Organisation der Denkmalpflege seit 1891; durch diese wurde das Amt des Konservators im Ministerium wesentlich entlastet; in mehreren Provinzen gelang es, Männer zu finden, welche das Amt eines Provinzialkonservators mit Erfolg zu führen verstanden. Als Persius sein Amt im Jahre 1900 niederlegte, empfahl er Konrad Steinbrecht, dem die Wiederherstellung der Marienburg verdankt wird, als seinen Nachfolger. Da dieser ablehnte, fiel die Wahl auf Lutsch als den dienstältesten Provinzialkonservator, trotz einiger Bedenken, welche seiner Person entgegenstanden. Der Denkmalpfleger darf nur in seltenen Fällen nach eigenen Wünschen entscheiden; gewöhnlich hat er sich mit anderen Dienststellen zu beraten. Bereits als Provinzialkonservator für Schlesien hatte Lutsch sich oft wenig geneigt erwiesen, mit anderen Dienststellen zusammenzuarbeiten und sich mit ihnen zu verständigen. Im Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, seit Februar 1901, war er zur Mitwirkung an den bedeutenden Wiederherstellungen berufen, welche in der noch glücklichen Zeit vor dem Weltkriege unternommen wurden. Lutsch hatte sehr bald Schwierigkeiten innerhalb des Ministeriums; schlimmer noch war ein bedauerlicher Gegensatz zwischen ihm und dem verdienten Oskar Hofffeld, dem Referenten für Kirchenbau im Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Da Hofffeld ein sehr reifes Urteil hatte und die Dienststellen, denen die Entscheidung zustand, dieses anerkannten, so wurden hinsichtlich der einzelnen Denkmäler die richtigen Maßnahmen getroffen; aber das Ansehen des Staatskonservators erlitt Einbuße infolge der Unverträglichkeit von Lutsch. Seine scharfe Art zu urteilen brachte ihn auch in Gegensatz zu Georg Dehio, der die beiden ersten Bände des Handbuches der Deutschen Kunstdenkmäler übereilt herausgebracht hatte. Lutsch hat das Amt des Staatskonservators sehr entschlossen verwaltet. Er forderte, daß die Pflege und die Bestandaufnahme der Denkmäler vor allem Sache der Architekten bleibe, dem gegenüber der Kunstschriftsteller des technischen Rüstzeugs entbehrt und leicht mit Worten über ein schiefes Urteil hinwegtäuscht. Sehr verdienstlich ist ein kleiner Leitfaden zur Pflege der Baudenkmäler, den er 1912 amtlich herausgab. Die Mäße, zu welcher ihn der Weltkrieg und die nachfolgende, wirtschaftlich schwierige Zeit zwangen, benutzte er zur Niederschrift einer Reihe von Aufsätzen, in denen er seine Beobachtungen an mittelalterlichen und barocken Baudenkmalern Deutschlands als Bausteine zur deutschen Kunstgeschichte niederlegte; sie erschienen in verschiedenen Zeitschriften, zum Teil erst nach seinem Tode. Einige Aufsätze blieben ungedruckt in Maschinenschrift geschrieben liegen und gelangten mit seinem Nachlaß in

den Besitz der Gesellschaft für pommerische Geschichte in Stettin. Diese Arbeiten enthalten eine Fülle treffender Bemerkungen zur Kenntnis der Denkmäler; leider wird ihr Verständnis dem Leser erschwert durch die sehr gedrängte Schreibweise, eine Eigenart des Verfassers, die hier stärker noch als in seinen früheren Darstellungen hervortritt, und den Mangel an Zeichnungen.

Nach Erreichung der Altersgrenze schied Lutsch im Jahre 1920 als Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat aus dem Dienste; nicht lange erfreute er sich des Ruhestandes, am 24. Mai 1922 erlag er in Bad Nauheim einem Herzleiden. Lutsch war zweimal verheiratet und hatte aus der ersten Ehe zwei Töchter. Er war von stattlicher Erscheinung; seine hohe Gestalt bewahrte ihre aufrechte Haltung, sein blondes Haar und der lange Vollbart ihre Farbe noch im Alter. Wenngleich über seinen späteren Arbeiten trotz vermehrten äußeren Ansehens nicht mehr ein gleich günstiger Stern wie über seinen früheren gewaltet hat, was er für Pommern gewirkt, für Schlesien geschaffen hat, sichert ihm einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Erforschung und Pflege der deutschen Denkmäler.

Wissenschaftliche Schriften von Hans Lutsch,
von einigen kleineren Mitteilungen und Anzeigen abgesehen.

1. Selbständige Schriften und Teile von solchen.

1. Mittelalterliche Backsteinbauten Mittelpommerns von der Peene bis zur Rega, im Auftrage der Gesellschaft für Pommerische Geschichte und Altertumskunde zu Stettin, mit 15 Kupfertafeln und 107 Holzschnitten. Berlin 1890, erweiterter Sonderdruck der Zeitschrift für Baugeschichte 1883—1890.

Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien, in amtlichem Auftrage, Breslau. I, Die Stadt Breslau, 1886. II, Die Landkreise des Regierungsbezirks Breslau, 1889. III, Der Regierungsbezirk Liegnitz, 1891. IV, Der Regierungsbezirk Oppeln, 1894. V, Sach-, Künstler-, Werkmeister- und Ortregister, Kunstgeschichtliche Register, 1903. VI, Drei Denkmäler-Karten, 1902. — Vgl. J. Rohde, Besprechung mit Übersicht der Denkmäler Schlesiens nach Verzeichnis I—IV, Repertorium für Kunstwissenschaft Bd. 17, Leipzig 1894, S. 476.

Bilderwerk Schlesischer Kunstdenkmäler, im Auftrage des Provinzialausschusses von Schlesien, herausgegeben vom Konsistorium des Schlesischen Museums der Bildenden Künste, ein Textband und drei Mappen mit 232 Tafeln, Breslau 1903. — Ausführliche Besprechung von U. v. Behr, Die Denkmalpflege, Berlin 1905, S. 12. Dgl. des Anteils der Oberlausitz von R. Tsch. Neues Lausitzisches Magazin, Görlitz, Bd. 67 (1891) S. 229 und Bd. 80 (1904) S. 238.

Berichte des Provinzialkonservators der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien über seine Tätigkeit, I, II, III, Breslau 1897 ff. (fortgesetzt von C. Burgemeister und G. Grundmann). — Zur Würdigung des künstlerischen Schmuckes der St. Barbara-Kirche in Breslau. In: Festschrift zur Einweihung der St. Barbara-Kirche in Breslau 1898. — Grundsätze für die Erhaltung und Instandsetzung älterer Kunstwerke geschichtlicher Zeit in der Provinz Schlesien, Berlin 1899. — Vierter Tag für Denkmalpflege Erfurt 1903, Berlin 1903, S. 187 Vortrag über Vorbildung zur Denkmalpflege. — Das Bauernhaus im Deutschen Reiche, herausgegeben vom Verbands Deutscher Architekten- und Ingenieure-Vereine, 2 Bände, Text und Atlas, Dresden 1906, gr., S. 160 ff.: Schlesien, Thüringen, Hessen. — Merkbuch zur Erhaltung von Baudenkmälern, zunächst in Norddeutschland, Berlin 1912.

2. Aufsätze in Zeitschriften.

Zentralblatt der Bauverwaltung, Berlin. — 1884 S. 401 Malereien im Dome in Kulmsee (Westpreußen). — 1887 S. 63 ff., 1888 S. 15 ff. Wanderungen durch Ostdeutschland zur Erforschung volkstümlicher Bauweise mit Abb. (auch als Sonderdruck). — 1887 S. 328 Wiederherstellung des Rathauses in Breslau. — 1888 S. 204 Zur Gestaltung des Magdalenen-Turmes in Breslau. — 1890 S. 201 Zur Behandlung von Mauerflächen in Vergangenheit und Gegenwart. — 1891 S. 279 Die kunstgeschichtliche Bedeutung der Stadtpfarrkirche in Neisse und ihrer Nebengewölbe. S. 328 Bemalung des Kammereigebäudes in Neisse. — 1894 S. 186 und 297 Zum Wiederherstellungsbau der Kirche in Usedom. S. 267 Beitrag zur Altersbestimmung der Kirchen im östlichen Hinterpommern. S. 286 Die Holzbaukunst Norwegens, Besprechung des Buches von L. Dietrichson und H. Munthe. — 1896 S. 225 ff. Techniker und Philologen, ein Beitrag zur Geschichte der Verzeichnung der Kunstdenkmäler (auch als Sonderdruck). — 1898 S. 562 Anzeige der Vollendung von F. Adlers Mittelalterlichen Backstein-Bauwerken der Mark Brandenburg.

Die Denkmalpflege, Berlin. — 1899 S. 25 Schutz der Paramente in Schlesien S. 55 Aufgaben der Erforschung geschichtlicher Denkmäler in Schlesien. S. 85 der Turm der St. Adalbert-Kirche in Breslau und andere Turmfragen. — 1900 S. 106 Instandsetzung des Westportals der Katholischen Pfarrkirche in Striegau. — 1902 S. 76 Die Formale Gestaltung der Kunstdenkmäler-Verzeichnisse der Preussischen Provinzen. — 1903 S. 33 Die Neubemalung des Rathauses in Posen. — 1921 S. 2 Fränkisch-bayerisches Kokoko.

Zeitschrift für Bauwesen, Berlin. — 1921 S. 1 und 116 Gestaltung und Ausstattung nichtkirchlicher Räume des späteren Mittelalters und der Renaissance mit Abb.

Deutsche Bauzeitung, Berlin. — 1919 S. 65 Barock zu Ebrach im Fränkischen Steigerwald. — 1921 S. 173 Der Dom zu Fulda. S. 349 Die Schloßkirche in Neresheim auf dem Härtsfelde.

Historische Monatsblätter, Historische Gesellschaft in Posen. 1901 S. 49 ff. Ausführliche Besprechung von J. Kohtes Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Posen.

Hansische Geschichtsblätter, Berlin. 1922 S. 196, 1924 S. 44, 1926 S. 159 Zisterzienser-Kirchen im östlichen Neulande (Bergen auf Rügen, Zinna, Lehnin, Kolbätz, Eldena, Dobrilug, Chorin, Doberan). — Vgl. J. Kohte, Mbl. 40 (1926) S. 6.

Der „steinzeitliche“ Kupferfund von Mühlenbeck Kr. Greifenhagen.

Von Otto Kunkel, Stettin.

Bei Mühlenbeck Kr. Greifenhagen entdeckte Steinschläger Schulz aus Hökendorf unter der Ecke eines rötlichen Granitblocks eine Beil- und eine Artklinge aus Kupfer. Förster Schmidt verwahrte den Fund, Rektor Dr. Worch in Greifenhagen leitete ihn als Pfleger dem Landesmuseum zu¹. Über den Anlaß zur Niederlegung der beiden Gegenstände ist mangels eindeutiger Merkmale nichts Sicheres zu sagen. Denkbar wäre, daß wir die Beigaben eines Einzelsteingrabes („Monolithgrabes“) vor uns haben, wie es hier und in größerem osteuropäischem Bereich nicht ganz selten ist². Art und Beil würden gut zur schurkeramischen Totenausstattung passen. Doch waren, soviel ich sehe, bei den Streitart-

¹ Kurze Erwähnung des Mühlenbecker Fundes nebst Abbildung nach photographischer Aufnahme im Erwerbungs- und Forschungsbericht 1936: Balt. Stud. N. F. 38 (1936) S. 391 f. und Tafelabb. 5—7.

² Über das Einzelsteingrab als Typus vgl. z. B. Mannus 2 (Kosinna nach Schumann und Böke); Eberts Reallexikon 11 (1927/1928) S. 307 (Bre-

leuten und allen sonst mit Pommern verknüpften Kulturen diese Waffen in den Gräbern bisher immer aus Felsgestein und Flint. Sedenfalls muß auch damit gerechnet werden, daß es sich bei Mühlenbeck um einen *Verwahrfund* handelt: Hortung, Opfergabe oder Versteck.

Unsere Flachbeilklinge gehört zu den stattlichsten ihrer Art. Die Gattung ist über ein weites Gebiet, sogar im Norden, zahlreich verbreitet³. Die *Knaufhammeraxt* hat nicht so viele kupferne Verwandte⁴, ein genaues Gegenstück überhaupt nicht⁵. Erstmalig haben wir in Mühlenbeck diese beiden Frühformen des aufblühenden europäischen Metallgewerbes in geschlossenem Fund beisammen.

Wie alt eine solche kupferne Flachbeilklinge sein kann, lehrte uns der Schatz von Bygholm in Sütlund, dessen Zuverlässigkeit wir nicht bezweifeln⁶. Sein Verhältnis, ein Trichterrandbecher, deutet auf Dolmen- oder ältere Ganggräberstufe, spätestens also Mitte der nordischen Jungsteinzeit⁷. Bezeichnenderweise lieferten niederbayerische und oberösterreichische Wohnplätze wie Altheim⁸ und Mondsee⁹, um die wichtigsten zu nennen, zwischen den Steingerätmassen auch etliche Kupferfachen, darunter Flachbeilklingen unserer Art, sogar Schmelztiegel, Gußformen und Schlacken. Besonders aber gehen uns dort gewisse Felssteinärzte an, deren Familienähnlichkeit mit der Mühlen-

mer). — Pommersche Einzelsteingräber bei Brusensfelde Kr. Greifenhagen und Birchow Kr. Dramburg: Monatsblätter 48 (1934) S. 148 f. (Eggers).

³ Kupferflachbeile: Forssander, Der ostskandinavische Norden während der ältesten Metallzeit Europas, Lund/Leipzig [1936], S. 265 ff. u. ö.

⁴ Über die Kupferärzte u. a. Montelius, Chronologie, Braunschweig 1900, Abb. 26 ff.; Reinecke, Mitt. d. Wiener Anthropolog. Ges. 32 (1902) S. 104 ff.

⁵ Ein Gegenstück zur Mühlenbecker Art kennen auch P. Reinecke und S. Nestor nicht, denen ich sonst für einige Hinweise zu danken habe.

⁶ Reinecke, Ein Kupferfund der Dolmenzeit aus Sütlund: Mainzer Zeitschrift 24/25 (1929/1930) S. 58—67 mit Abb.; dazu Forssander Der ostskandinavische Norden [1936] S. 6 f. u. ö. mit Abb.

⁷ Bygholm: Forssander a. a. O. S. 8 (hier auch Stellungnahme zu anderen Auffassungen). — Reineckes Hinweis auf die Übereinstimmung der Bygholm-, Altheim- und Remedellobeile (Mainzer Zeitschrift 24/25 [1929/30] S. 67 Anm. 24) wird in seinem kulturvergleichend-zeitbestimmenden Wert eingeschränkt durch Forssanders Betonung der vor auszusehenden Langlebigkeit dieser auch in spätschnurkeramischem und Glockenbecher-Zusammenhang auftretenden Klingensform. Derselbe Vorbehalt gilt für die Beobachtung, daß die Kupferbeile anscheinend für gewisse Flintklingen vorbildlich waren, deren Schneidenteil eine ähnliche leichte Ausschwingung zeigt und die wohl auch durch ausgesuchten Werkstoff oder feinen Schliff mitunter den Vorzügen des Metall-erzeugnisses naheisern wollen. — Gleichfalls auf Bygholm stützt sich Kühn in seiner eben erschienenen, mit zahlreichen Schrifttums- und Fundnachweisen versehenen Abhandlung zur Chronologie des Neolithikums in Nordeuropa (ZPE 1935 [1936] S. 116—129 mit 11 Abb.); nach ihm deckte sich unsere Jungsteinzeit sogar ganz mit der Kupfer- und ersten Bronzezeit im Süden, dessen reine „Stein“kultur bezeichnenderweise die Entwicklungshöhe der nordischen nicht erreicht hat.

⁸ Altheim: Bayer. Vorgesch.-Freund 4 (1924) S. 13 ff. (Reinecke).

⁹ Mondsee: Franz, Materialien z. Urgesch. Österreichs 3 (1927). Über das Altersverhältnis zum Norden: Aberg, Das nordische Kulturgebiet (1918) S. 95.



Verwahrfund von Mühlenbeck Kr. Greifenhagen

becker Kupferwaffe unverkennbar ist. Mit durch sie eröffnen sich Kultur- und zeitliche Beziehungen vom Altheimer Bereich und seiner Nachbarschaft über die schlesische Noszow-Kultur¹⁰ durch die Trichter-
randbecher¹¹ und Kugelamphorengruppe bis zu uns.

Die Art des pommerschen Kupferfundes hat indes beachtliche Sonderheiten. Ähnliche Knickung des Körpers, allerdings noch nicht so ausgeprägt, flächige Modellierung und Schafttröhre zeigt der ungarische Einzelfund von Székesszérvár¹². Flächig, mit Schaft-
rohrrendeutung und ausschwingender Schneide ist auch eine dalma-
tische Art¹³. Die besten Vergleichsstücke jedoch sind nicht aus Me-
tall: eine Felssteinart aus dem Posenschen¹⁴ und eine kroatische Ge-

¹⁰ Noszow: Schlesiens Vorzeit N. F. 7 (1916) S. 27 ff. und 85 f. (Segel).

¹¹ Jażdżewski, Die Trichterbecherkultur in West- und Mittelpolen, Posen 1936 (polnisch mit deutscher Zusammenfassung).

¹² Prähistor. Zeitschr. 22 (1931) S. 29 Abb. 5 Nr. 2 (v. Márton).

¹³ Hjesnik Agram 6 (1902) S. 32 ff. Abb. 10 (Brunsmid).

¹⁴ Jażdżewski, Trichterbecherkultur (1936) S. 366 ff. und Taf. 52 Nr. 941. — Über die Verbreitung der steinernen „vielkantigen“ bzw. Knau-
hammerartige s. a. Aberg, Das nordische Kulturgebiet (1918) S. 87 ff. und
Abb. 153—189; mit Knick besonders Abb. 153 (Schweden), 159 (Schlesien), 177
und 178 (Böhmen).

weihart¹⁵. In ihren Stoffgruppen sind sie so einzig wie die pommerische Kupferwaffe, mit dieser aber durch wesentliche Merkmale verbunden. Jene Streitart nämlich unterscheidet sich durch eigentümliche Schräghaltung des Hammerknaufts, schaftrohrartige Verdickung, ausgeschwungene Schneide und, wie es scheint, leichten Flächenschliff von ihren Artgenossen der Trichterrandbecherkultur. Die Gemeihart erinnert ebenfalls durch Schiefstellung der Hammerwölbung, besonders aber durch die sternförmige Verzierung der Knauflfläche mit schmalen Leistchen lebhaft an den Mühlenbecker Fund, der sonst mit dem merkwürdigen Kreuzrelief der Schlagplatte alleinsteht.

Überlegungen um die kulturliche Bedeutung des „steinzeitlichen“ Handels mit Kupfergerät führen zur schwierigen Frage, ob die vollendete Gestaltung der Streitärte vom Stein, Metall oder Gemeihart ausging. Dabei ist die Verschiedenheit der Überlieferungsbedingungen störend. Denn Steinsachen sind unvergänglich, daher zahlreich vorhanden. Vom frühen Kupfergerät dagegen wird nur ein geringer Teil auf uns gekommen sein, weil der kostbare Stoff durch Umschmelzen immer aufs Neue nutzbar gemacht wurde. Gleichalterige Werkstücke aus Gemeihart vollends verdanken wir nur besonders glücklichen Zufällen.

Als man das hohe Alter der Kupferärte (oder die Jugendlichkeit der nordischen Jungsteinzeitkulturen) noch ablehnte, sah man in ihnen selbstverständlich nur Nachahmungen steinerner Vorbilder. Immerhin mußte auffallen, daß die Kupferärte¹⁶, soweit sie offensichtlich steinerne Verwandte haben¹⁷, diese gerade in ihrer künstlerischen Höchstform darstellen, in einer Gestalt also, die z. B. für die Streitart der mitteldeutschen Schnurkeramik nachweislich das älteste Entwicklungsglied ist. Sollten die steinernen Meisterstücke ohne Vorläufer geschaffen sein? Nicht leichter erklärt sich die Kupfernachbildung landschaftlich und kulturlich gebundener Steinärte durch eine Metallindustrie, die selber noch in anderer Gegend haftete. Erst recht unverständlich wäre die Beeinflussung des Kupferhandwerks durch eine Abnormität wie das posensche Stück. Wahrscheinlicher wäre gewiß der umgekehrte Vorgang. Doch ist nicht zu verkennen, daß manche Gemeihärte Züge tragen, deren Wiederkehr sowohl in

¹⁵ Prähistor. Zeitschr. 22 (1931) S. 27 Abb. 9 (v. Márton).

¹⁶ Wir denken vor allem an folgende Kupferärte: Bremgarten (Scherer Chronologie 1920 Abb. 22 Nr. 2) und Lieli (Hoernes, Urgesch. 2, 1915 S. 321 Abb. 10) in der Schweiz; Luzitz bei Göding in Mähren (= „Göding“ und „Hodonin“: a. a. D. Abb. 6 und Forssander, Bootartkultur [1933] Abb. 105); Mainz, Eichollbrücken bei Darmstadt und „Starkenburger“ in Hessen (Stampfuß, Jungneolithische Kulturen 1929 Abb. 4 Nr. 2—4); Niederhohne bei Eschwege in Kurhessen (= „Vepra“: a. a. D. Nr. 1); Dieskau in Sachsen (Jacob-Friesen, NSachsen 1911 Abb. 92); Dalum in Hannover (St. Muj. Berlin); Mühlenbeck Kr. Greifenhagen in Pommern (s. Bericht); „Schonen“ (Forssander, Der ostskandinavische Norden [1936] Taf. 3 Nr. 1); „Rußland“ (Forssander, Bootartkultur [1933] Abb. 104).

¹⁷ Als steinerne Verwandte der Kupferärte kommen hauptsächlich in Frage: Schnurkeramische Streitart mit Flächenschliff; Knauflhammerart („vielkantige“ Art); schwedische Bootart (Sösdala- und Bellinge-Typus); Fatjanovoart; Einzelgräberart (Untergrab-Typus); symmetrisch-doppelschneidige Art.

Stein als auch in Kupfer man nicht übersehen kann. Im schiefen Hammerknäuf dürfen wir wohl die wulstige Rose mancher Hornärzte erblicken, und eine Schaftröhre haben auch die Ellerbecker Doppelärzte. Es wird uns unklar bleiben, wie im einzelnen die Beziehungen zwischen den Arten verschiedenen Werkstoffs verliefen, obwohl nicht zweifelhaft ist, daß gewisse Steinärzte und ebenso Kupferärzte hörnerne Ahnen haben¹⁸. Doch fraglos gehört unser Mühlenbecker Kupferfund einer Gruppe an, die zur Blütezeit der steinernen Streitärzte ihre Hauptverbreitung hatte, diese Blüte aufs stärkste anregte, teilweise gar erst möglich machte. Ihren Ursprung suchen wir noch nicht in Mitteldeutschland, dessen frühe Kupfernutzung jetzt feststeht¹⁹, sondern weiter südöstlich im Umkreis der Ostalpen, wo die Mondsee-Pfahlbauten sicherlich nur einer von den dort gewerbefleißigen Orten waren, oder nach Böhmen hin, jedenfalls im „donauländischen“ Bereich²⁰.

Während der Drucklegung dieser Mitteilung veranlaßte nun Herr Hüttendirektor i. R. W. Witter auf unsere Bitte eine spektralanalytische Untersuchung des Mühlenbecker Fundes durch Herrn Dr. S. Otto im Mineralogischen Institut der Universität Halle. Hiernach bestehen beide Stücke aus verhältnismäßig reinem Kupfer mit je einer Spur (= weniger als 0,01 %) Blei, Nickel, Antimon und Wismut, sowie 0,01 % Silber und einem gering unterschiedlichen Arsengehalt, der für die Art mit 0,70 %, für das Beil mit 0,60 % ermittelt wurde. Zu diesem Ergebnis verdanken wir Herrn Direktor Witter noch folgende Auskunft, die auf seinen umfassenden Studien über die vorgegeschichtliche Metallgewinnung und

¹⁸ Zur Übertragung von Gewehrgewehr in Stein: Altshlesien 5 (1934) S. 14 f. (Childe). — Als ein Beispiel solcher Ableitung sei noch erwähnt, daß Schwantes (Urgeschichte Schleswig-Holsteins S. 242 mit Taf. 23 Abb. 306) auch die Einzelgräberfreitrag vom Untergrabtypus lieber als auf ein Kupfer Vorbild auf Gewehrs-„Kriegsärzte“ zurückführen möchte, die gelegentlich schon Knäufe und herabgezogene Schneiden haben. Indes würde ein kupfernes Zwischenglied als Vermittler oder Anreger dieser „Übertragung“ die vollendete Steinform erklärlicher machen. — Nur an das Verhältnis zwischen Kupfer- und Steinformen dachte Aberg, als er der „vielkantigen“ Felsart die Priorität, wenn auch nicht unbedingt, zubilligte (Das nordische Kulturgebiet 1918 S. 91 ff.). Jazdzewski nimmt mit Aberg die Entstehung der steinernen Knäufhammerart im Norden an, will sie aber unter Hinweis auf die Kupferart von Schonen allein durch metallene Vorbilder erklären (Trichterbecherkultur 1936 S. 368). Alle Versuche vollends, die steinernen Streitartformen rein aus sich heraus typologisch abzuleiten und miteinander zu verknüpfen, bleiben irgendwie unbefriedigend. Das gilt auch für Nowothnigs Annahme der „vogtländischen“ Spitzhaue als Ausgangsform der Flächenart (Mannus 25 [1933] S. 280 ff.): sie ist unbewiesen wie seine Behauptung, unsere Kupferärzte seien samt und sonders „bronzezeitlich“ (a. a. O. 28 [1936] S. 442), während der zum „Boot“-Typus gebrachte Vergleich mit Hirschhornärzten nach obigem nicht grundsätzlich neu, doch immerhin beachtlich ist.

¹⁹ Die mitteldeutschen Bodenschätze und ihre Bedeutung für die Kultur-entwicklung am Ende der Steinzeit in Mitteldeutschland: Jahrbuch d. Hall. Verbsds f. d. Erforsch. d. mitteldeutschen Bodenschätze N. F. 15 (1936) S. 141 ff. (Witter). Woher kam das Zinn in der frühen Bronzezeit? Ein Beitrag zur Herkunft der Bronze: Mannus 28 (1936) S. 446–456 (Witter).

²⁰ Über Möglichkeiten einer frühen zentraleuropäischen Metallindustrie: Forssander, Der ostskandinavische Norden [1936] bes. S. 14 ff.

auf etwa 600 Analysen frühmetallzeitlicher Funde Deutschlands beruht: Art und Beil sind aus dem gleichen Metall hergestellt und stammen wahrscheinlich auch aus der gleichen Werkstatt. Das dazu verwandte Kupfer enthält außer beträchtlichen Mengen Arsen und ganz geringen Mengen Silber nur Spuren fremder Bestandteile. Infolge seines Arsengehaltes ließ sich dieser Werkstoff ausgezeichnet gießen und erhielt beim Kaltschmieden auch eine größere Härte als reines Kupfer. Der Erzeugungsort für das Metall des Mühlenbecker Fundes war entweder im Harz oder im Thüringerwald. Denn frühmetallzeitliche Gegenstände ungarischer Art erwiesen sich bisher durchweg als ganz reines Kupfer, und das Kupfer aus den Ostalpen führt andere Begleitmetalle als die Art und das Beil von Mühlenbeck.

Mitteldeutschland aber, wo man den Knaufhammertypus auch der „vielkantigen“ Steinklinge kaum kennt, ist schwerlich die Heimat unserer Artform. Demnach hätten wir unser Stück mit Herrn Witter als mitteldeutsche Nachahmung eines fremden Vorbildes aus heimischem Metall anzusehen oder die Möglichkeit ins Auge zu fassen, daß schon damals mitteldeutsches Kupfer in auswärtige Werkstätten gelangte. Für die Bedeutung und Streuung des altmitteldeutschen Metallvertriebs müssen wohl erst weitere vergleichende Analysenreihen sichere Belege, Bestätigungen und Maßstäbe liefern. Vielleicht sind u. a. die schnurkeramischen und Glockenbecherbeziehungen Mitteldeutschlands in diesem Zusammenhang noch wegweisend.

Die Kupfereinfuhr in den nordisch-jungsteinzeitlichen Kulturkreis ist ein gewichtiges Zeugnis für dessen Geltung auf dem damaligen „Weltmarkt“, dem er vor allem seinen Bernstein lieferte. Mit den Formen der Kupferärzte setzten sich die Hersteller der Steinwaffen gleich fruchtbar auseinander wie später die germanischen Kunsthandwerker der Völkerwanderungs- und Wikingerzeit mit den ihnen zuge tragenen Motiven. Nach herkömmlicher Schätzung wäre das gegen Ende des dritten vorchristlichen Jahrtausends geschehen. Im Rahmen der heute für unser jüngeres Steinalter immer mehr an Wahrscheinlichkeit gewinnenden wesentlich niedrigeren Ansätze käme dagegen erst die Zeit um 1800 in Frage.

Mitteilungen.

Ortsgruppe Stargard i. Pom. Sonntag, den 6. Juni 1937. Tagesausflug mit Autobus nach Pyritz und Soldin. Näheres in den Einzelnungslisten in den Buchhandlungen Plath und Weber. Abschluß der Listen am 25. Mai.

Erinnerung. Die für 1937 noch rückständigen Beiträge werden ab Mitte Mai durch Nachnahme eingezogen, falls sie nicht bis dahin bezahlt worden sind.

Der Nachdruck des Inhalts dieser Monatsblätter ist unter Quellenangabe gestattet. — Schriftleitung: Archivassistent Dr. Sandoz, Stettin, Kartuschkstr. 13 (Staatsarchiv). — Druck von Herrcke & Lebeling in Stettin. — Verlag der Gesellschaft für pommerische Geschichte und Altertumskunde in Stettin. Postcheckkonto Stettin 1833.